

Letzte Runde

AUSGEHKULTUR Die Daniela-Bar in Hamburg hat vieles überlebt: G20, die Gentrifizierung. Jetzt stirbt sie wegen Corona, wie so viele Kneipen in Deutschland. Dabei wird ihr Tresen jetzt gerade besonders gebraucht.

Während die Barbusige an der Wand gewohnt geheimnisvoll auf den Tresen starrt, stehen zwei Frauen in Hoodies im dunklen Keller der Daniela-Bar und rümpeln sich so durch die Vergangenheit. Die Frauen heißen Florence Mends-Cole und Patricia Neumann. Sie sind Gastronominnen, Geschäftspartnerinnen, Freundinnen – auch Leidensgenossinnen. Draußen scheint an diesem Sonntag die Sonne. Hamburgs hipstes Viertel versucht sich trotz mieser weltpolitischer Lage in Frühlingseuphorie.

Mehr als 26 Jahre lang haben Florence und Patricia, die man hier immer nur bei ihren Vornamen ruft, die beliebte Bar auf dem Schulterblatt betrieben. Jetzt stirbt sie. Ende des Monats läuft der Mietvertrag aus, die letzten Partys sind an einer Hand abzuzählen. Der Keller muss leer geräumt werden. Die Bar hat Corona nicht überdauert. »Die letzten zwei Jahre konnten wir das, was wir immer sein wollten, nicht mehr leben. Dabei sind wir immer davon ausgegangen, dass die Daniela-Bar uns überleben wird«, sagt Florence.

Die sogenannte »getränkegeprägte Gastronomie«, zu der Klubs, Kneipen und Bars gehören, hatte laut dem Deutschen Hotel- und Gaststättenverband wegen der Pandemie sehr starke Verluste zu verzeichnen. Sie steht auf der ökonomischen Verliererliste ganz oben. Orte wie die Daniela-Bar gibt es in jeder größeren Stadt. Es sind Orte, an denen es mehr um Herzblut geht als um den Reingewinn. Weshalb es besonders bitter ist, wenn gerade sie verschwinden.

»Wir hatten am Ende einfach keine Kraft mehr«, sagt Florence. Die Verordnungen hätten sie müde gemacht, dazu die Umsatzsteuern und die Unsicherheit. Die beiden Frauen lebten teilweise von ihren Rücklagen, im vergangenen Jahr waren sie sechs Monate lang auf Hartz IV angewiesen. Irgendwann gaben sie auf.

Schräg gegenüber der Bar liegt die Rote Flora, das autonome Kulturzentrum Hamburgs. Die Gentrifizierung, alljährliche Straßenkrawalle, Schanzenfeste, brennende Autos, Barrikaden, die G20-Unruhen, Raubüberfälle – all das konnte der Daniela-Bar nichts anhaben. Das Virus schon.

Das Besondere an der Bar war womöglich immer die menschliche Nähe gewesen, das unterschied sie von anderen guten Kneipen.

In dem nur etwa 25 Quadratmeter kleinen, schummrig-roten Raum saß und stand man immer dicht an dicht. Wer an einem normalen Samstagabend vor der Pandemie gegen Mitternacht die Daniela-Bar betrat, dem beschlug augenblicklich die Brille. Es kam vor, dass es unmöglich war, sich bis nach hinten zu den Toiletten einen Weg zu bahnen.

Aber das Virus verlangte Distanz.

Irgendwann hätten sie sich gar nicht mehr wie Barfrauen gefühlt, sondern wie der »verlängerte Arm vom Ordnungsamt«. Patricia sagt, sie hätte den Spaß daran verloren, in der Bar zu stehen, und das sei der Moment gewesen, als ihr klar geworden sei: Dann ist es vorbei.

Jetzt verkaufen die Frauen die Reste ihrer Bar im Keller. Die ersten Käufer trödeln ein. Manche tragen Schilder mit Aufschriften wie: »Fuck Putin«. Sie waren vorher auf der Antikriegsdemo am Jungfernstieg. Gerade komme viel Schlechtes zusammen, sagt einer. Erst Corona, jetzt Krieg und dann noch der Abschied von Daniela. »Egal wie scheiße die Zeiten waren«, sagt der Gast, »wenn man in der Daniela-Bar saß, hat sich alles immer etwas weniger aussichtslos angefühlt.«

Patricia, 61, und Florence, 53, haben sich in der Bar als Kellnerinnen kennengelernt. Sie haben zusammen Bierkisten geschleppt,



Gastronominnen Neumann, Mends-Cole

auf dem Tresen getanzt, sich auch mal gestritten, wieder versöhnt, Cocktails geschüttelt, weitergetanzt.

Als sie schließlich drei Jahrzehnte nach der Gründung das Aus der Daniela-Bar auf Instagram ankündigten, schlug ihnen »eine Welle der Solidarität und Liebe entgegen«. Der Sänger Johannes Oerding, ein oft gesehener Gast, hätte angerufen und seine Hilfe angeboten. Genau wie Tim Mälzer. Auch die Sängerin Annett Louisan hätte ihr Bedauern ausgedrückt. Dazu unzählige E-Mails und Kommentare. Eine Katharina schrieb auf Instagram: »Es gibt wenige Orte auf der Welt, an denen ich mich so verlässlich glücklich gefühlt habe wie in eurer Bar.«

»Das hat uns viel bedeutet«, sagt Florence. Aber ihr Entschluss stand fest.

Wer an diesem Sonntag hier im Keller steht, erinnert sich daran, was gute Bars eben sind außer Orte des Rausches: Sie sind wie Freunde – oder Freundinnen. Es sind Orte, die einen trösten können. In die man sich wie in warme Badewannen gleiten lässt. Gerade wenn es mal nicht so läuft im Leben. Oder die Welt um einen herum nur schwer zu ertragen ist.

Im Keller ploppen Korken, es wird Crémant eingeschüttet, in der Vergangenheit und in Kisten gekramt, sehr viel gelacht. Währenddessen finden Discokugeln, Schnapsgläser, alte Kneipenlampen, Bierbänke und Barlöffel neue Besitzer. Manche Besucher sind nur gekommen, um noch ein Andenken mitzunehmen. Eine in Leder eingeschlagene Getränkekarte zum Beispiel. »Nie benutzt«, sagt Florence. Als die neuen Getränkekarten fertig waren, waren sie wegen Corona überflüssig.

Heidi aus dem zweiten Stock kommt jetzt die Treppe runtergeschlappt. Eine fast 80-jährige, rothaarige ehemalige Tänzerin.

»Was gibt es hier?«, fragt Heidi. »Kellerflohmarkt. Ausverkauf«, sagt Florence. »Ach Mensch«, antwortet Heidi, »auch das noch.«

Heidi wohnt seit 45 Jahren auf dem Schulterblatt. Sie kannte das Viertel schon lange, bevor es angesagt war. Sie sagt selbst, sie sei hier die letzte Überlebende. Alles ändere sich, aber sie wolle nicht mehr umziehen. Sie werde bleiben bis zum Schluss.

In der Daniela-Bar herrschte schon immer das Matriarchat. Was natürlich auch an Daniela selbst lag, der barbusigen Frau, Namensgeberin und Schutzpatronin, die in Form eines Bildes über dem Tresen hängt, um das sich viele Mythen ranken.

Florence sagt, keiner wisse etwas Genaueres über das Bild, nur dass die Frau eben Daniela heiße. Man habe immer so herrlich alles in sie hineinprojizieren können. Sie selbst habe manchen Gästen erzählt, das sei ihre Großmutter. Und auch das gehört vermutlich zur DNA guter Bars: Jeder findet und erzählt hier seine eigenen Geschichten.

»Bei uns standen schon immer nur Frauen hinterm Tresen. Und alle hießen sie Daniela. Unsere wahren Namen haben wir nie verraten bei der Arbeit. Und Männer durften – wenn



Medina Morsdorf / DER SPIEGEL



Miguel Ferraz Araujo



Miguel Ferraz Araujo



Medina Morsdorf / DER SPIEGEL

überhaupt – nur im Fummel bei uns arbeiten«, sagt Florence.

Viele Gäste sind mit ihren Kindern zum Tschüss-Sagen gekommen. Manche der Kinder gibt es überhaupt nur, weil sich ihre Eltern hier im Schummerlicht kennengelernt haben. Im Flur des Kellers haben die Betreiberinnen Fotocollagen hingestellt, von ausschweifenden Verkleidungspartys in den Neunziger- und Nullerjahren. »Meine Güte waren wir jung und süß«, sagt ein Familienvater. Ein Junge schaut auf ein Foto, es zeigt einen Mann in Kleid und Federboa: »Papa, bist du das?«

Manche Gesichter von den vergilbten Fotocollagen findet man an diesem Tag vor der Bar sitzend wieder. Zum Beispiel Susanne Geyer, sie ist extra zum Abschiednehmen von den Azoren angereist. Die inzwischen

ergraute Frau gründete 1992 gemeinsam mit ihrer Freundin Frauke-Ellen Möller die Daniela-Bar. Sie erinnert sich noch daran, dass sich ein Hells-Angels-Treff namens »Highlander« und ein polnischer Billigpuff in den Räumlichkeiten befunden haben sollen.

Nach drei Jahren gaben sie die Daniela an ihre damaligen Angestellten Florence und Patricia weiter. Mittlerweile ist Geyer ausgewandert, ihre Freundin ist verstorben. Fragt man Geyer, warum in der Daniela-Bar von Beginn an nur Frauen regierten, sagt sie, weil die Männer meistens nicht zu gebrauchen gewesen seien.

Der Flohmarkt ist beendet. Viel Zeug ist weggegangen. Was übrig bleibt, landet auf dem Sperrmüll. Florence und Patricia gehen wieder nach oben. Sie verteilen an die Gäste selbst

Bild der Schutzpatronin Daniela, Szenekneipe, Gäste, Resteverkauf: Immer so herrlich analog

»Es gibt wenige Orte auf der Welt, an denen ich mich so verlässlich glücklich gefühlt habe wie in eurer Bar.«

gemachten Nudelsalat. Ob sie es eigentlich manchmal bereuen, dass sie aufgegeben haben, jetzt, wo die Corona-Auflagen auslaufen und um die Bar herum alles wieder erwacht?

»Nein«, sagt Florence. Wer weiß denn, was noch kommen wird? Die nächste Welle? Die nächste Variante? Und wie hoch werden die Energiekosten wegen des Krieges steigen? Zu welchem Preis sollen sie dann das Bier verkaufen?

Florence schaut sich um, nickt einem Gast zu. Die Barhocker und die dunkelroten Wände hat sie selbst bezogen, sie hat mal, in einem anderen Leben, Lederschneiderin gelernt. »Ich liebe diesen Raum einfach«, sagt sie. »Hier haben wir so viel geweint, getanzt und gelacht. Ich habe dieses Leben hier geliebt. Den Tratsch, die Fummeleien, die Menschen einfach.« Alles sei immer so herrlich analog gewesen. Niemand hätte Tinder gebraucht, um knutschen zu können.

Viele der ehemaligen Mitarbeiterinnen seien für sie wie Töchter geworden. Sie sei stolz auf jede einzelne und welchen Weg sie gegangen sei. Oft seien es junge Frauen gewesen, sagt sie, die an der Kunsthochschule studiert und so große Träume gehabt hätten. »Das hat mich immer berührt«, sagt Florence. Vielleicht auch, weil sie selbst immer gut waren im Träumen. Und vielleicht muss man auch hoffnungslos romantisch sein, um so viele Jahre so eine Bar zu betreiben.

Aber was wird dann jetzt aus diesem Ort?

Florence und Patricia wissen es nicht. Sie hätten sich gefreut, wenn eine ihrer Mitarbeiterinnen die Bar hätte übernehmen dürfen, aber das hat der Vermieter abgelehnt.

Florence will nicht komplett aus dem Nachtleben verschwinden. Sie plant, noch in anderen Läden Platten aufzulegen. Patricia möchte sich erst mal zurückziehen und viel Zeit in ihrem Kleingarten im Umland verbringen. Irgendwann, sagt sie, werde sie sich dann einen neuen Job suchen müssen. In Rente zu gehen, das könne sie sich noch nicht leisten.

Manchmal hadere sie noch etwas, sagt sie. Auf der einen Seite sehne sie sich nach mehr Ruhe, manchmal fürchte sie aber auch zu vereinsamen. In den vergangenen Jahren habe Daniela immer dafür gesorgt, dass sie sich nie allein gefühlt habe. Auch deshalb werden die beiden Frauen am letzten Abend die Barbusige auf dem Bild hinter den Tresen mitnehmen.

Zurück bleibt der Mythos.

Nora Gantenbrink